

Die Abkehr vom rechten Winkel : Trend im Grundriss

Autor(en): **Selden, Brigitte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **17 (2004)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-122353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Abkehr vom rechten Winkel

Text: Brigitte Selden

Stumpfe Ecken und geknickte Fassaden bei Gigon Guyer, Morger und Degelo, Meili Peter und Roger Diener, den beständigen Verfechtern des Orthogonalen: das Zeitalter der Schweizer Kiste neigt sich dem Ende zu. Woher kommen die neuen Geometrien? Wohin führt die Abkehr vom rechten Winkel?

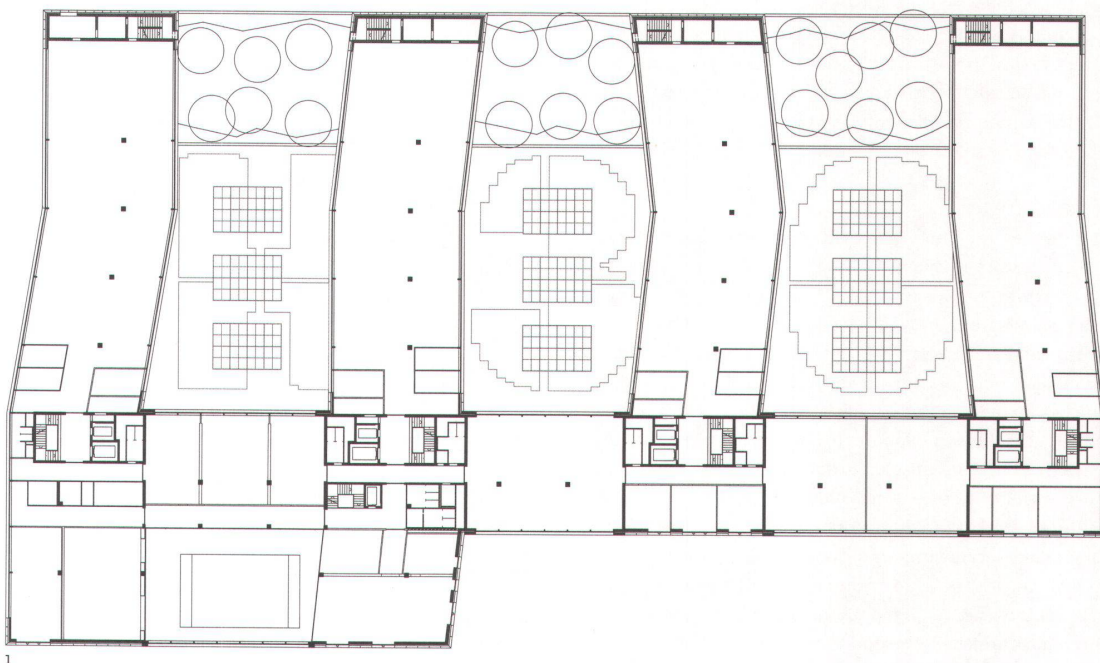
• «Neue Einfachheit» und «Schweizer Kiste» lauten die bekannten Schlagworte, unter denen sich das, was die Schweizer Architekturszene in der letzten Dekade des 20. Jahrhunderts geschaffen hat, verallgemeinernd zusammenfassen lässt. Doch nun wird der Minimalismus zunehmend in Frage gestellt. Nicht zuletzt wohl deshalb, weil in den vergangenen Jahren eine deutlich sichtbare Stagnation zu verzeichnen war. Denn «einfach» konnte mitunter fast simpel bedeuten, wenn auch auf höchstem architektonischen Niveau und in perfekter Materialisierung: in Gestalt von formalen Blöcken, die sich vorab durch eine auf-

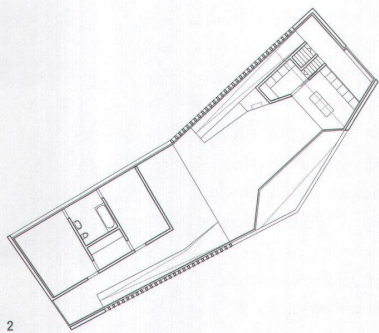
wändige Oberflächengestaltung auszeichneten. Mit der neuen formalen Vielfalt macht nun ein Trend Furore, der insbesondere die jungen Schweizer Architektinnen und Architekten ganz offensichtlich begeistert.

Doch wer hat damit begonnen, sich von der in strenger Orthogonalität erstarrten Architektur zu befreien? Impulsgebende Beispiele sind im Ausland zu orten. Junge Architekten, wie etwa der in Irland lebende Heneghan Peng, der mit seinem Entwurf eines hybriden Gebildes den international ausgeschriebenen Wettbewerb für den Neubau des Grossen Ägyptischen Museums in Kairo gewonnen hat, oder der in Berlin ansässige Architekt Jürgen Mayer H., beleben mit ihren architektonischen Experimenten die Szene. Mit geradezu seismografischer Wahrnehmung setzen sich Peng, Mayer und ihre Kollegen mit den neuesten Technologien, insbesondere den Kommunikationstechnologien, und mit dem architektonischen Diskurs auseinander. Sie brechen die gängigen Formen auf und stellen neue Themen in den Mittelpunkt, wie etwa den Aspekt, dass Oberflächen das Potenzial besitzen, Informationen aufzunehmen und solche auch zu verarbeiten.

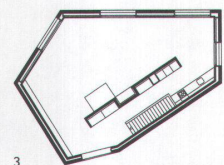
Von der Parzellenform abgeleitet

Inspiziert durch diese Entwicklung scheint nun auch diejenige Schweizer Architektengeneration den Ausweg aus der Minimalismus-Sackgasse zu suchen, deren prominenteste Vertreter bislang untrennbar damit verbunden schienen. Aus dem Basler Büro Morger und Degelo stammt der Entwurf für drei Häuser in Uetikon am Zürichsee, deren Grundrisse sechseckig sind. Die Ebenen sind nicht mehr geschossweise übereinander gestapelt, sondern leicht versetzt nebeneinander angeordnet. Rampen verbinden die einzelnen Bereiche miteinander. So wird die kräftige Faltung des Hangs in die Häuser mit hineingenommen. Doch warum fangen nun so überzeugte Verfechter des rechten Winkels an, mit polygonalen Formen zu experimentieren? «Nach der Phase der einfachen Form ist es für uns wie ein Befreiungsschlag vom Doktrinären, aus der Orthogonalität auszubrechen», versucht Meinrad Morger den Ruck zu erklären, der durch die Architekten seiner Generation geht. Ausserdem, so Morger weiter, lasse sich die Form →





2



3

1 Beim Power Tower in Baden der Diener & Diener Architekten sind die vier Gebäudearme geknickt.

2 Freie Winkel am Wohnhaus in Uetikon von Morger & Degelo Architekten

3 Aus der Parzellenform entwickelt: Wohnhaus in Zürich von Gigon/Guyer

4 Der Grundriss des Stadions Zürich von Meili, Peter Architekten hat die Form eines fast regelmässigen Fünfecks.

4

→ der Häuser aus der Situation und den topographischen Bedingungen ableiten. Da stellt sich allerdings schnell die Frage, warum dort, wo früher fraglos und ohne Diskussion (Kisten) hingestellt wurden, nun die Abkehr vom rechten Winkel manifestiert wird. Wer darauf eine vertiefende und überzeugende Antwort erwartet, wird jedoch enttäuscht. Mehr als die angeführten Allgemeinplätze sind dem Basler Architekten darüber nicht zu entlocken.

Ebenfalls als «Befreiungsschlag» bezeichnet Markus Peter von Meili Peter Architekten die Anlage des Stadions in Zürich. Der Entwurf sieht ein unregelmässiges Polygon vor, das im darüber aufragenden Stadionbau zu einem leicht abgedrehten, fast regelmässigen Fünfeck verfeinert wird. Mit seiner gewaltigen Grösse und seiner Form spielt der Stadionentwurf mit der symbolischen Kraft, innen Hexenkessel und aussen, auf der Seite des Industriequartiers, «einschüchternder Landmark». Markus Peter verwahrt sich dagegen, den Entwurf nach rein formalen Kriterien zu beurteilen. Gemeint sei die Befreiung von inneren Zwängen, etwa dem komplexen Raumprogramm, und äusseren Zwängen, wie der Beschränkung in Grundriss und Schnitt durch Parzelligeometrie, Grundwasserfassung und Schattenwurfklausel. Ohne die polygonale Form hätte man den Bedingungen vor Ort gar nicht gerecht werden können.

Auch der Power Tower in Baden von Diener & Diener ist ein Beweis dafür, dass sich das Spiel mit Vielecken durchzusetzen scheint. Im sechs- bis siebengeschossigen Gebäude sind Büronutzung und Produktion untergebracht. Doch statt parallele, auf einem Rastergrundriss basierende Trakte zu entwerfen, schufen Roger Diener und sein Team einen Bau, bei dem die einzelnen Gebäudeelemente durch leichte Knicke in Schwingung geraten. Die drei Innenhöfe über der Montagehalle, die durch die Knicke einen erkennbar unterschiedlichen Charakter besitzen, scheinen durch die polygonale Fassung förmlich zu vibrieren. Warum jedoch ausgerechnet diese Form gewählt wurde, dafür fehlt auch bei Diener eine weiter reichende Erklärung.

Schon eine Weile geliebäugelt

Aus dem Büro Gigon/Guyer kommen zwei weitere bemerkenswerte Beispiele für eine neue Vielgestaltigkeit, nämlich ein Wohnhaus in Zürich sowie der Entwurf für ein Wohn- und Geschäftshaus in Holland. Der Grundriss des Wohnhauses wurde aus der Parzellenform herausentwickelt und basiert auf der Form des Sechsecks. Wichtigster Raum ist hier der offene Wohnbereich im obersten Geschoss. Der hundert Quadratmeter grosse, offene Raum wird zeltartig von einem schräg abfallenden Dach überspannt. Am höchsten Punkt misst die Deckenhöhe fünf Meter und fällt am niedrigsten auf 2,40 Meter herunter. Das offene Raumgefüge lässt den mehrfach gebrochenen Gebäudekörper im Innern spürbar werden. Zweifellos hätte ein Büro wie Gigon/Guyer vor einiger Zeit an dieser Stelle einen schlichten Kubus platziert – warum nun ausgerechnet einen polygonalen Grundriss? «Die Parzelle hat mir die Möglichkeit gegeben, es einmal zu wagen, eine solche Form zu entwerfen. Ich habe schon eine Weile damit geliebäugelt, konnte es aber erst mit diesem Bau in die Tat umsetzen», erklärt Mike Guyer den Entwurf.

Im Zentrum der niederländischen Stadt Almere, die nach einem Masterplan von Rem Koolhaas erbaut wird, realisieren Gigon/Guyer zur Zeit ein hybrides, ganz mit Glas verkleidetes Wohn- und Geschäftshaus. Der Bau umfasst drei Warenhausgeschosse im unteren Bereich sowie 72 Woh-

nungen in den darüber liegenden Stockwerken. Auffällig sind die Neigung des Gesamtvolumens und die Knicke in den Längsfassaden. Durch die Knicke entstehen insgesamt sechs Fassadenflächen, wobei jedem Bereich eine eigene Farbe zugewiesen wird. Mike Guyer erklärt die leichten Deformationen als Reaktion auf das formale Grundgerüst des Koolhaas-Plans. «Ohne den Bezug zum Standort ist diese Form schwierig zu begründen. Das Gebäude ist Teil eines ganzen Plans», erläutert er weiter.

Die Frage, ob diese Projekte eine neue Richtung in ihrer Arbeit andeuten würden, wehren Guyer und seine Kollegen ab, wenn auch verhalten. In ihrer Erklärung berufen sie sich ausschliesslich auf den situativen Kontext, gegeben durch Parzellengrundriss und Topografie. «Der Entwurf muss plausibel sein, sonst bleibt er im Formalen stecken und wird geschmäcklerisch», konstatiert etwa Meinrad Morger. Einerseits scheint das Spiel mit den Formen zu locken und zu faszinieren. Dass dadurch jedoch eine neue Typologie entstehen könnte, darauf will sich keiner festlegen. So äussert sich die Abkehr vom Orthogonalen nicht als ein revolutionäres Aufsprengen alter Ordnungen. Es scheint vielmehr wie das vorsichtige, kontrollierte Aufschnüren eines zu eng gewordenen Korsetts. Doch was ist, wenn man sich wirklich immer nur auf den situativen Kontext berufen darf? Kann das die Grundlage für die Entstehung einer neuen Architekturtendenz sein? Die Gefahr besteht immerhin, dass das alte Korsett letztlich nur durch ein neues ersetzt wird, mit der bekannten Perfektion und der sprichwörtlichen Detailverliebtheit. •

«Kunst oder Kiste?»

Schweizer Architektur ist für mich nicht zwangsläufig mit dem rechten Winkel oder dem Begriff Kiste verbunden. Eher mit Adjektiven wie: minimiert, rigide, klar und präzise, einfach und perfekt. Als Musterbeispiel habe ich dabei kein Haus vor Augen, sondern eine Brücke, die für mich zu den schönsten gehört: die Punt da Surasuns (Jürg Conzett). Gut, eine Brücke würde ohnehin nie als Kiste daherkommen, aber dem rechten Winkel muss sie trotzdem nicht gehorchen. Anderes Beispiel: Das Kunstmuseum Vaduz (Morger Degelo Kerez). Na also, höre ich Sie schon sagen. Da haben wir sie doch, die Kiste! Keineswegs! Rechte Winkel und klare kubische Formen machen aus einem Bau noch längst keine Kiste – es sei denn, sie ist miserabel im Detail, schlecht proportioniert oder aus völlig unpassendem Material gefertigt. Die Frage, ob ein Kubus Kunst oder Kiste wird, entscheidet sich auf schmalen Grat. Aber in Gratwanderungen kennen sich die Schweizer aus. Ist am Ende alles nur eine Frage der Sprache? Vielleicht bleibt mir die ganze Auseinandersetzung nur deshalb so merkwürdig fremd, weil das Wort Kiste für mich sehr negativ besetzt ist. Wilfried Dechau, Chefredaktor Deutsche Bauzeitung, Stuttgart

«Erfolgreiche Einfachheit»

Mir scheint es nur normal, dass sich Architekten im Laufe ihres Schaffens mit neuen Formen beschäftigen, dass sie sich diese Freiheit geben. Ich verfolge das mit Spannung und es tut dem Schweizer Architektur-CI keinen Abbruch, wenn sich formal etwas ändert. Oft können die Architekten selbst nicht so genau begründen, woher neue Elemente in ihrer Architektursprache kommen, das lässt sich nicht auf ein einzelnes Ereignis zurückführen. Anregungen können junge Angestellte bringen, die an den Entwürfen beteiligt sind und vom Studium ein anderes Vokabular mitbringen. Dazu kommt, dass es konstruktiv immer einfacher wird, aufwändige Formen zu bauen. Es ist aber auch eine Frage der Architekturrezension. Die Medien nageln Architekten oft auf ein bestimmtes Etikett fest, was der Person kaum gerecht wird. Wenn eine architektonische Richtung wie die Schweizer Einfachheit in den Medien so erfolgreich ist, kann das auch bewirken, dass sich diese Richtung länger hält. Dadurch arbeiten immer mehr in dieser Art und Weise, es spielt sich ein und dauert lange, bis etwas verändert wird.

Wolfgang Bachmann, Chefredaktor Baumeister, München